

## Urbaner Glaube

### Die Stadtmission des frühen Christentums und heute

Jesus kommt vom Lande; aber das Evangelium hat auf dem Weg seiner weltweiten Verbreitung vor allem in den großen Städten Fuß gefasst.<sup>1</sup> Die Biografie des Paulus ist mit Tarsus und Damaskus, Jerusalem und Antiochia, Ephesus und Milet, Thessalonich und Korinth, Athen und Rom verbunden;<sup>2</sup> Petrus, der aus Kapharnaum am See Genezareth stammt, wird vom Neuen Testament in Jerusalem und Antiochia, Korinth und Rom, von der altkirchlichen Tradition auch in Alexandria gesehen.<sup>3</sup> Die größten Städte der Antike stehen auf der Landkarte des frühesten Christentums.<sup>4</sup> Die paulinische Missionsstrategie fußt darauf, an den Verkehrsknotenpunkten, den Handels- und Kulturzentren die Saat des Evangeliums auszubringen, sodass die Körner vor Ort anwachsen, Ableger bilden und so die ländliche Umgebung kultivieren.<sup>5</sup> Ohne die Präsenz des Evangeliums im Dickicht der Städte wäre die außerordentliche Erfolgsgeschichte der christlichen Mission nicht zu erklären.<sup>6</sup> Die Struktur der Gemeinden, das Bild der Kirche und der Stil des Glaubens

- 1 Vgl. Bendemann, Reinhard von / Tiwald, Markus (Hg.): Das frühe Christentum und die Stadt (BWANT 198), Stuttgart 2012.
- 2 Vgl. Wischmeyer, Oda (Hg.): Paulus. Leben – Umwelt – Werk – Briefe (UTB 2667), Tübingen 2012.
- 3 Vgl. Böttrich, Christfried: Petrus. Fischer, Fels und Funktionär (Biblische Gestalten 2), Leipzig 2001.
- 4 Vgl. Ebner, Martin: Die Stadt als Lebensraum der ersten Christen. Konturen des Urchristentums I (Das Urchristentum in seiner Umwelt I), Göttingen 2012.
- 5 Vgl. Dickson John P.: Mission-Commitment in Ancient Judaism and the Pauline Communities. The Shape, Extent and Background of Early Christian Mission (WUNT II/159), Tübingen 2003.
- 6 Vgl. Rothschild, Clare K. / Schröter, Jens (Hg.): The Rise and Expansion of Christianity in the First Three Centuries of the Common Era (WUNT 301), Tübingen 2013.

sind urban.<sup>7</sup> Die Apostelgeschichte und die neutestamentlichen Briefe sind die wichtigsten Quellen, die konsultiert werden können. Sie stimmen in der zentralen Perspektive überein: Der Glaube wird städtisch, und die Stadt soll gläubig werden.

## 1. Die Nutzung städtischer Infrastruktur

Das Christentum ist eine Religion des Glaubens.<sup>8</sup> Dieser Glaube überschreitet die Grenzen von Stand und Geschlecht, Stamm und Nation, Bildung und Gesundheit, Alter und Beruf. Jesus selbst hat den Glauben in die zentrale Position gebracht, die alles entscheidende Antwort auf das Evangelium zu geben (Mk 1,15). Paulus hat den Glauben durch den Bezug auf Jesu Tod und Auferweckung neu gefüllt (1 Kor 15,1–5) und die ganze Rechtfertigung an den Glauben gehängt (Gal 2,16; Röm 3,28).<sup>9</sup> In der Theologie des Glaubens steht er im frühen Christentum nicht allein, sondern hat zahlreiche Bündnispartner, wie neben der Apostelgeschichte die Petrus- und Johannesbriefe, aber auch der Jakobusbrief beweisen. Der Glaube ist Erkenntnis und Bekenntnis, Vertrauen und Verantwortung. Weil er auf Überzeugung beruht, muss er kommuniziert werden. Es gibt keinen objektiven Beweis; er kann nur von An-

7 Ein exegetischer Klassiker ist Meeks Wayne A.: *The First Urban Christians. The Social World of the Apostle Paul*, New Haven 1983 (dt. *Urchristentum und Stadtkultur. Die soziale Welt der urchristlichen Gemeinden*, Gütersloh 1993); vgl. Still, Todd D. / Horrell, David G. (Hg.): *After the First Urban Christians. The Social-Scientific Study of Pauline Christianity Twenty-Five Years Later*, London 2009.

8 Vgl. Papst Franziskus, *Das Licht des Glaubens. Die Enzyklika „Lumen fidei“ ökumenisch kommentiert* von Metropolit Augoustinos, Nikolaus Schneider und Erzbischof Robert Zollitsch, Freiburg – Basel – Wien 2013. Der Text geht im Wesentlichen auf Benedikt XVI. zurück.

9 Das verbindet ökumenisch; vgl. Klaiber, Walter (Hg.): *Biblische Grundlagen der Rechtfertigungslehre. Eine ökumenische Studie zur Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre. Im Auftrag des Lutherischen Weltbundes, des Päpstlichen Rats zur Förderung der Einheit der Christen, der Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen und des Weltrates Methodistischer Kirchen vorgelegt von einer Arbeitsgruppe alttestamentlicher, neutestamentlicher und systematischer Theologinnen und Theologen*, Leipzig – Paderborn 2012.

gesicht zu Angesicht, von Hand zu Hand, von Mund zu Mund weitergegeben werden.

Die Stadt<sup>10</sup> ist deshalb der primäre Kommunikationsort des Glaubens. Ein Grund ist die Mobilität, ohne die es keine Verbreitung des Glaubens gibt. Für die Missions- und Pastoralreisen werden die großen Straßen gebraucht, die von Stadt zu Stadt führen, und die Häfen, die Schiffstouren ermöglichen. Die Städte sind aber nicht nur wegen ihrer Verkehrsinfrastruktur, sondern auch als soziale Gebilde wichtig.

## 1.1 Schmelztiegel

In der antiken Stadt kommen Männer und Frauen, Sklaven und Freie, Juden und Heiden (Gal 3,28), Griechen und Barbaren, Gebildete und Ungebildete (Röm 1,14), Fremde und Einheimische (Kol 3,11) zusammen.<sup>11</sup> Alle haben in der Kirche Bürgerrecht; für alle ist Jesus Christus gestorben; für alle gibt es nur den einen Gott; auf alle wartet die Gabe des Geistes.

Schon die lukanische Pfingstgeschichte weitet den Horizont.<sup>12</sup> In der Stadt Jerusalem sind Juden aus aller Herren Länder versammelt: „Parther und Meder und Elamiter, auch die Bewohner von Mesopotamien, von Judäa, von Kappadozien, von Pontus und Asien, von Phrygien und Pamphylien, Ägypten und dem Gebiet Libyens der Cyrene entlang, auch die zugereisten Römer, Juden und Proselyten, Kreter und Araber“ (Apg 2,9f.) – diese Fülle ist nur in der Heiligen Stadt vorstellbar. Aber auch unabhängig von den Besonderheiten eines großen Wallfahrtsfestes in Jerusalem: Die Städte sind heterogener als die Dörfer.<sup>13</sup> Die Kirche konnte sich als eine Kirche für alle (vgl. Eph 4,4f.) in der Stadt eher als auf dem Land selbst verwirklichen.

10 Vgl. Benevolo, Leonardo: *Storia della città*, Roma 1986 (dt.: *Die Geschichte der Stadt*, Frankfurt am Main 92007).

11 Vgl. Blasi, Anthony J. / Trucotte, Paul-André / Duhaime, Jean (Hg.): *Handbook of Early Christianity. Social Science Approaches*, Walnut Creek u. a. 2002.

12 Vgl. Söding, Thomas: *Jesus und die Kirche. Was sagt das Neue Testament?*, Freiburg – Basel – Wien 2007, 237–242.

13 Vgl. Stambaugh, John E. / Balch, David L.: *Das soziale Umfeld des Neuen Testaments* (NTD.E 9), Göttingen 1992.

## 1.2 Kommunikationsforen

Die Stadt bietet Kommunikationsforen, die für den Glauben günstig sind. Folgt man der Apostelgeschichte, die gewiss typisiert, nutzen Barnabas und Paulus, die wichtigsten Missionsstrategen, von denen Lukas erzählt, entschlossen alle Möglichkeiten, die ihnen die Stadt bietet, um den Glauben ins Gespräch zu bringen.<sup>14</sup>

### Die Synagogen

Die religiöse Struktur ist in der Stadt viel ausgeprägter als auf dem Land. Die Tempel sind eine Sache für sich. Dass Paulus – auch nach Ausweis seiner Briefe – regelmäßig den Kontakt zu örtlichen Synagogen oder wenigstens zu einer jüdischen Gebetsstätte sucht (Apg 16,13), ist zwar ein literarischer Topos des Lukas, aber bei Paulus seiner theologischen Überzeugung geschuldet, dass die Kirche in Israel verwurzelt ist. Die Praxis setzt die weltweite Präsenz des Diasporajudentums voraus, das, zumal im Raum der Ägäis, ein enges Netz zwischen den Städten gespannt hat.<sup>15</sup> Synagogen sind nicht nur Gebetsräume, sondern auch Bildungsstätten, Sozialstationen und Gesprächsforen.<sup>16</sup> Den Glauben hier zu kommunizieren, heißt, ihn einer Kritik auszusetzen, die im Namen Gottes vorgetragen wird, und ihn in einer Auseinandersetzung zu bewähren, die den Glutkern des Evangeliums berührt. Die Stadt ist dafür der geeignete Ort.

### Die politische Bühne

Neben die religiöse tritt die politische Struktur. Der Blick darf nicht nur auf die zahlreichen Verfolgungen und Anfeindungen gerichtet

14 Vgl. Söding, Thomas: Mission im Gespräch. Der neutestamentliche Ansatz, in: Lebendige Seelsorge 68 (2013) 83–93.

15 Vgl. Avery-Peck, Alan-J. / Neusner, Jacob (Hg.): Judaism in Late Antiquity I-IV, Leiden 1995–2001.

16 Vgl. Fine, Stephen: Sacred Realm. The Emergence of the Synagogue in the Ancient World, Oxford 1996; Claußen, Carsten: Versammlung, Gemeinde, Synagoge. Das hellenistisch-jüdische Umfeld der frühchristlichen Gemeinde (StUNT 27), Göttingen 2002; Runesson, Anders / Binder, Donald B. / Olsson, Birger: The Ancient Synagogue from its Origins to 200 C.E., Leiden 2008.

werden, denen die Verkünder, wie von Jesus vorhergesagt, ausgesetzt worden sind; es hat auch zahlreiche Bündnisse und günstige Gelegenheiten gegeben.<sup>17</sup> Auf der ersten Missionsreise, von der Lukas erzählt, knüpfen Paulus und Barnabas in Paphos, der alten Hauptstadt Zyperns, gute Kontakte zum Prokonsul der Insel, Sergius Paulus (Apg 13,4–13). Später profitiert Paulus in Korinth von einem vielleicht unsympathischen, aber rechtlich denkenden Prokonsul, Gallio, der ihm den Rücken freihält, weil er eine Anklage als innerjüdischen Religionskonflikt behandelt (Apg 18,12–17). In Ephesus bekommt Paulus Unterstützung von befreundeten „Asiarchen“, Landtagsabgeordneten der Provinz, die ihn vor dem Mob warnen (Apg 19,11), und vom „Stadtdirektor“ (Klaus Berger), der eine aufgeputschte Menge mit Verweis auf Recht und Gesetz beruhigt (Apg 19,35–40). Auf der anderen Seite stehen korrupte Stadtkommandanten in Philippi, denen Paulus eine Lektion erteilt (Apg 16,36–40), und überforderte Statthalter in Judäa, die er durch seine Appellation an den Kaiser juristisch ausmanövriert (Apg 24–26). All das kann sich nur in einem (groß)städtischen Milieu ereignen. Es hat die urchristliche Mission hier und da erschwert, im Ganzen aber enorm gefördert.

### Der Areopag

Städtisch sind auch die öffentlichen Orte, die Paulus und andere Missionare betreten, um über Gott und die Welt zu sprechen. Der Areopag von Athen ist nur das berühmteste Beispiel (Apg 17,16–34) – unabhängig davon, ob ein bestimmter Ort, der Aresberg<sup>18</sup>, oder eine Institution, so etwas wie das Kultusministerium<sup>19</sup>, gemeint ist. Athen ist in neutestamentlicher Zeit politisch ein Zwerg, aber kulturell ein Riese. Aufschlussreich ist die Regiebemerkung zu Beginn der Perikope: „Er redete in der Synagoge mit den Juden und Gottesfürchtigen, und auf dem Markt sprach er täglich mit denen, die da waren“ (Apg 17,17). Paulus

17 In einen größeren Horizont eingezeichnet von Koch, Dieter-Alex: Geschichte des Urchristentums. Ein Lehrbuch, Göttingen 2013.

18 So Roloff, Jürgen: Apostelgeschichte (NTD 5), Göttingen <sup>2</sup>1988 (<sup>1</sup>1981), 258.

19 So Pesch, Rudolf: Apostelgeschichte II (EKK VI/2), Neukirchen-Vluyn 1986, 134f.

sieht die Religion als öffentliche Angelegenheit und sucht das Evangelium deshalb dort publik zu machen, wo er Hörer des Wortes gewinnen kann. Er sieht den philosophischen Anspruch des Wortes Gottes und sucht deshalb das Gespräch mit Stoikern und Epikureern.<sup>20</sup> Die Synagoge ist für Predigt und Lehrgespräch, der Marktplatz für Propädeutik und Diskussion geeignet.<sup>21</sup> Beide Möglichkeiten nutzt Paulus, beide bietet ihm nur die Stadt. Seit der Antike hat die Szene größte Aufmerksamkeit gefunden<sup>22</sup>; sie galt und gilt als Ausweis christlicher Urbanität, die sich in unterschiedlichen Kontexten bewähren kann.

### Der Hörsaal des Tyrannus

Beim Bericht über das Wirken in Ephesus schreibt Lukas zuerst, dass Paulus die Synagoge besucht und dort in allem Freimut vom Reich Gottes predigt (Apg 19,8), nach dem Vorbild Jesu (vgl. Lk 4,16–21). Das war Usus. Auffällig ist die Fortsetzung: „Als sich aber einige verhärteten und verschlossen, indem sie den Weg vor der Menge schlechtredeten, trennte er sich von ihnen und sonderte seine Schüler ab und debattierte täglich in der Schule des Tyrannus“ (Apg 19,9).<sup>23</sup> Eine „Schule“ ist ein Hörsaal, ein Auditorium, ein öffentlicher Bildungsraum, frei zugänglich für alle Interessenten. Dass Tyrannus, der ihn zur Verfügung gestellt hat, selbst Christ gewesen sei, ist nicht gesagt. Die Namensnennung erklärt sich auch, wenn er eine stadtbekannt Persönlichkeit gewesen ist. Vielleicht war er Rhetor, der sein privates Bildungsinstitut aufgebaut hat. Gegen Geld konnte man sich einmieten; gegen Gebühr konnten auch Kurse besucht, Vorlesungen belegt und Diskussionsrunden veranstal-

20 Vgl. Vollenweider, Samuel: „Mitten auf dem Areopag“. Überlegungen zu den Schnittstellen zwischen antiker Philosophie und Neuem Testament, in: *Early Christianity* 3 (2012) 296–320.

21 Vgl. Mader, Walter: Paulus vor dem Areopag. Eine Modellrede für erfolgreiche Missionierung. Beobachtungen zur Athenperikope (Apg 17,16–34), Innsbruck 2014.

22 Vgl. Fiedrowicz, Michael: Die Rezeption und Interpretation der paulinischen Areopag-Rede in der patristischen Theologie, in: *TThZ* (2002) 111 (2002) 85–105.

23 Vgl. Backhaus, Knut: Im Hörsaal des Tyrannus (Apg 19,9). Von der Langlebigkeit des Evangeliums in kurzatmiger Zeit, in: *Theologie und Glaube* 91 (2001) 4–23.

tet werden. Wie lebendig diese Vorstellung in der Antike gewesen ist, belegt der „westliche Text“, der in einer abweichenden Lesart festhält, Paulus habe die Mittagsstunden von 11–16 Uhr für seine Vorlesungen und Diskussionsrunden genutzt – wohl weil die Räumlichkeiten dann nicht anderweitig ausgebucht waren. Wie auch immer: Die Szene ist signifikant. Das Urchristentum ist eine Bildungsreligion.<sup>24</sup> Es nutzt die Bildungseinrichtungen der Antike, die in den Städten viel weiter als auf dem Land verbreitet gewesen sind. Das Christentum ist diskussionsfreudig und gesprächsfähig; es scheut weder die Öffentlichkeit noch die Kritik; es ist diskursiv, kommunikativ und reflexiv. Deshalb passt es sehr gut in die Stadt. Paulus hat in Ephesus die Möglichkeiten genutzt, weil er sich in dieser Stadt länger aufgehalten hat; es ist nicht ausgeschlossen, dass er bei Gelegenheit auch andernorts ähnlich vorgegangen ist. Paulus, der Stadtmensch, hat auf der Klaviatur der Urbanität virtuos gespielt; aber er war nicht allein, wie Barnabas und Petrus, Timotheus und Titus, Philippus und Apollos zeigen.

### Stadt und Land

Die Nutzung der städtischen Infrastruktur lässt nicht auf eine Vernachlässigung des ländlichen Raumes schließen. Die meisten Menschen haben in der Antike auf dem Land gelebt. Es gibt Landflucht, aber lange nicht im Ausmaß der Moderne. Das urchristliche Missionskonzept, das vor allem Paulus ausgearbeitet hat, setzt auf die Strahlkraft der Stadt. Zur antiken Polis gehört immer das dörfliche Umfeld; die Märkte der Stadt waren für die Bauern und Handwerker vom Dorf wirtschaftlich enorm wichtig.<sup>25</sup> Von den Oberzentren breitet sich das Christentum in Kleinstädte und Dörfer aus. Kleinasien ist ein Paradebeispiel: Von Ephesus, wo Paulus lange Zeit agiert, sendet er Epaphras (Kol 1,17f.; 4,12f.), einen seiner Mitarbeiter ins Lykostal, wo er die Gemeinde von Kolossä gründet (Kol 1,3–8). In Kleinasien ist das Christentum viel-

24 Vgl. Söding, Thomas: Neues Denken. Das Urchristentum als Bildungsreligion (Universitätsreden 30), Bochum 2010.

25 Vgl. Rich, John / Wallace-Hadrill, Andrew (Hg.): City and Country in the Ancient World, London – New York 1991.

leicht am ehesten flächendeckend verbreitet gewesen – ein Erfolg der urchristlichen Stadtmission, die auf die Dörfer übergreifen hat.

## 2. Die Prägung städtischer Kirchenbilder

So wichtig die Stadt als Ort, so wichtig ist sie auch als Bild des Glaubens. Die Kirche ist Volk Gottes. Das hat politische Implikationen. Im Blick auf die verheißene Zukunft und auf die erlebte Gegenwart steht die Kirche als Stadt vor Augen.<sup>26</sup>

### 2.1 Zukunftsszenarien

Die Bibel endet mit einem großartigen Stadtpanorama.<sup>27</sup> Der Seher von Patmos sieht das himmlische Jerusalem (Offb 21–22) als „große Stadt“, die „ersteht und vom Himmel niedergeht in die Erdenzeit“ (Gotteslob 479). Diese Stadt, die Stadt Gottes selbst, wird zum Treffpunkt für alle Völker dieser Welt, die magnetisch von ihr angezogen werden und all ihre Schätze mit in die Stadt bringen, um dort verarztet, getränkt, gespeist zu werden – mehr als genug. In dieser Stadt gibt es ein neues Paradies mit ganzen Alleen von Lebensbäumen, die zu ernten niemandem verboten ist. Das Paradies ist in einer Stadt, weil die Vollendung die gesamte Geschichte und damit die menschliche Zivilisation einholt. Die heilige Stadt muss Jerusalem sein, weil die Erwählung Israels zum Ziel kommt, wenn alles gut wird. Das himmlische Jerusalem hat alles, was eine Stadt braucht: Mauern (die allerdings nur aus Toren bestehen) und Tore (die allerdings immer offenstehen), Straßen und Plätze, Parks und Gärten – nur keinen Tempel, weil sie im Ganzen Gottes Heiligtum ist. Das himmlische Jerusalem ist mehr als die Kirche, weil sie mit dem

26 Vgl. Hengel, Martin / Bergman, Jan (Hg.): *La Cité de Dieu. Die Stadt Gottes*. 3. Symposium Strasbourg, Tübingen, Uppsala 19.–23. September 1998 in Tübingen (WUNT 129), Tübingen 2000.

27 Vgl. Lee, Pilchan: *The New Jerusalem in the Book of Revelation. A Study of Revelation 21–22 in the Light of its Background in Jewish tradition* (WUNT II/229), Tübingen 2001.



Reich Gottes zusammenfällt, aber die Kirche findet nach der Johannesoffenbarung in genau dieser Himmelsstadt ihre Vollendung. Stärker als im apokalyptischen Finale kann die Stadt theologisch nicht gewürdigt werden.

Das Städtebild der Johannesapokalypse steht im Neuen Testament nicht allein, sondern ist Teil einer ganzen Galerie von Stadtansichten. Der Hebräerbrief<sup>28</sup> bietet die meisten Beispiele: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die kommende suchen wir“ (Hebr 13,14), heißt es in der Schlusszusammenfassung.<sup>29</sup> Die „kommende“ ist die himmlische Stadt, die Stadt Gottes. Sie allein ist ewig, im Gegensatz zu allen irdischen Städte, die sich zwar gerne den Anschein von Ewigkeit geben, wie Babylon in der Johannesapokalypse (Offb 18,7), aber allesamt nur eine begrenzte Lebenszeit haben. Weil sie aber vergänglich sind, ist ihr Horizont begrenzt und nicht so unendlich, wie Gott ihn vor den Menschen öffnet. Das Ergebnis ist aber keine Verachtung, sondern im Gegenteil eine Annahme der Realität: gläubig und unideologisch, inspiriert und illusionslos. Orientierung finden die Gläubigen bei den Patriarchen, die in Zelten lebten, weil sie wussten, dass es etwas Besseres als hier gibt – im Himmel. Das marginalisierte Leben, das sie am Rande der Städte führen, spiegelt nicht ihre Schande, sondern gereicht ihnen zur Ehre, wie bei Abraham: „Er wartete auf eine Stadt mit festen Grundmauern, deren Planer und Erbauer Gott ist“ (Hebr 11,10). Darin ist er nicht allein, sondern Teil einer ganzen Prozession von Gläubigen, die allesamt aufgebrochen sind, um in die himmlische Stadt zu emigrieren, „die Gott selbst bereitet hat“ (Hebr 11,16). Diejenigen, die sich im Glauben auf den Weg machen, Gott zu begegnen, haben schon das richtige Ziel vor Augen, sind sie doch aufgebrochen „zum Berg Zion, zur Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem, zu Abertausenden von Engeln, zur festlichen Versammlung und zur Gemeinde

28 Vgl. Backhaus, Knut: Der Hebräerbrief (RNT), Regensburg 2009.

29 Vgl. (thematisch ausgreifend) Theobald, Michael: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern suchen die zukünftige“ (Hebr 13,14). Die Stadt als Ort der frühen christlichen Gemeinde (1988). In: Ders.: Studien zum Römerbrief (WUNT 136), Tübingen 2001, 538–562. Eine antirömische Spitze entdeckt Withlark, Jason A.: „Here we do not have a city that remains”: A figured critique of Roman Imperial propaganda in Hebrews 13:14, in: JBL 131 (2012) 161–179.

der Erstgeborenen, die im Himmel verzeichnet sind“ (Hebr 12,22f.). Auch hier ist die Stadtkultur prägend. Zion und Jerusalem stehen für die Heilsgeschichte, die ans Ziel gelangt, die Stadt, die Versammlung und die Gemeinde für die zivilisierte Form der Vollendung, die nichts neigert, sondern alles verwandelt, was sich in der Zeit ereignet hat.

Die Spuren der himmlischen Stadtansichten weisen noch weiter zurück in die Geschichte des Urchristentums. Paulus schreibt den Philippern: „Unser Bürgerrecht ist im Himmel“ (Phil 3,20).<sup>30</sup> Die Einheitsübersetzung gibt das griechische Wort *politeuma* mit „Heimat“ wieder. Tatsächlich hat Paulus aber politisch gedacht. Die Philipper haben auf Erden – als Sklaven, als Fremde, als Frauen – kein Bürgerrecht; Paulus selbst besitzt zwar das römische Bürgerrecht, aber er weiß, wie wenig es ihm letztlich helfen kann. Volle Rechte – und Pflichten – haben sie alle, der Apostel wie seine Gemeinde, vor Gott. In der himmlischen Stadt haben sie Sitz und Stimme – und können es jetzt bereits wissen. Die Kirche ist auf Erden der Ort, an dem diese Zukunft bereits Gegenwart wird. Im Zusammenleben der Gläubigen wird die eschatologische Zivilisation der Liebe antizipiert. Nicht Beruf oder Stand, Geschlecht oder Gehalt – allein der Glaube zählt. Die Orientierung an der Stadt Gottes verändert den Blick auf die irdische Stadt und motiviert zur Etablierung einer Ordnung der Gerechtigkeit, die in der Kirche verwirklicht werden muss.

Der Blick nach vorne ist der Blick nach oben; in dieser Perspektive zeigt sich die Stadt Gottes als Ort, der Recht und Gerechtigkeit verwirklicht. Die Stadt ist das theologische Zukunftsmodell.

## 2.2 Gegenwartsaufnahmen

Die Stadt Gottes ist im Neuen Testament nicht nur ein himmlisches, sondern auch ein irdisches Kirchenbild. Jesus hat in der Bergpredigt

30 Vgl. Ostmeyer, Karl-Heinrich: *Politeuma im Neuen Testament und die Politeuma-Papyri von Herakleopolis*, in: Herzer, Jens (Hg.): *Papyrologie und Exegese. Die Auslegung des Neuen Testaments im Licht der Papyri (WUNT II/341)*, Tübingen 2012, 159–171.

die Jüngerschaft mit der „Stadt auf dem Berge“ verglichen, die nicht zu übersehen ist (Mt 5,14).<sup>31</sup> Das paulinische Leitwort „Ekklesia“, das mit Kirche, aber auch mit Gemeinde übersetzt werden kann, ist ein Begriff politischer Theologie, egal, ob er vom Alten Testament her entwickelt wird, wo er das Volk Gottes meint, oder im hellenistischen Kontext buchstabiert wird, wo er die Versammlung der stimmberechtigten Bürger einer Polis bezeichnet.<sup>32</sup> Die christliche „Ekklesia“ bezieht Paulus typischerweise auf die Stadt: „der Thessalonicher“ (1 Thess 1,1; 2 Thess 1,1) und „in Korinth“ (1 Kor 1,2; 2 Kor 1,1). So setzt es sich in der Paulusschule fort (Tit 1,5). Ohne dass Paulus in einem Schwarz-Weiß-Denken befangen wäre, ist es für ihn entscheidend, dass die gesellschaftlichen Diskriminierungen nicht in der Kirche wiederholt und dadurch sanktioniert, sondern überholt und dadurch relativiert werden.

Zu den weniger bekannten, aber nachhaltig wirksamen Kirchenbildern, die Paulus gemalt hat, gehört der Tempel.<sup>33</sup> Im Ersten Korintherbrief rekonstruiert der Apostel ihn unter dem Aspekt, dass Christus das Fundament ist, auf dem fleißig weiter gebaut wird (1 Kor 3,10–17). In seiner Schule verschieben sich die Bilder. Der Epheserbrief bleibt beim Haus Gottes und beim Hausbau, stellt aber jetzt die „Apostel und Propheten“ ins Fundament, während Christus der Eckstein ist (Eph 2,20f.), weil die geschichtliche Vermittlung des Evangeliums an der ersten entscheidenden Stelle als kirchenkonstitutiv angesehen wird. Der Erste Timotheusbrief nennt dann die Kirche insgesamt – mit ihrem Evangelium, mit dem Apostel und mit den Bischöfen, Presbytern und Diakonen – „Säule und Fundament der Wahrheit“ (1Tim 3,15), weil sie in der Welt ein ebenso sichtbares wie solides Zeugnis in der Feier, in der Lehre und im Dienst des Glaubens ablegt. Die Tempel standen zwar bei den Griechen vor den Toren der Stadt, gehörten aber zur Polis

31 Vgl. Luz, Ulrich: Das Evangelium nach Matthäus I (EKK I/1), Neukirchen-Vluyn 2002, 299. Ihm zufolge „geht es nur darum, daß die Stadt weithin sichtbar ist“. Das schließt assoziative Deutungen nicht aus.

32 Vgl. Peterson, Erik: Ekklesia. Studien zum altkirchlichen Kirchenbegriff, hg. v. Nichtweiß, Barbara / Weidemann, Hans-Ulrich (Ausgewählte Schriften. Sonderband), Würzburg 2010.

33 Vgl. Söding, Thomas: Umkehr der Kirche. Wegweiser im Neuen Testament, Freiburg – Basel – Wien 2014, 81–107.

oder zu einem Städteverbund; die römischen Tempel stehen mitten auf dem Forum; der Tempel von Jerusalem bildet das Herz der Stadt. Die Kirche, als Tempel gesehen, gehört in ein städtebauliches Ensemble, und zwar ins architektonische Zentrum, auch wenn es an der Peripherie der Bebauung liegt.

Diese ekklesiologischen Stadtansichten passen bei Paulus zu seinem Blick auf die Welt, die er zu missionieren unternimmt. Er zeigt sich in seinen Briefen als wahrer Strategie des Evangeliums. Er ordnet die Welt nach Städten und Provinzen, wie es zu seiner Zeit nur Generäle und hohe Verwaltungsbeamte getan haben. Rom und Galatien, Korinth und Achaia, Thessalonich, Philippi und Makedonien, Ephesus und Asien, Jerusalem und Judäa sind für ihn geläufige Begriffe, die Gegensätze aufbauen oder Zusammenhänge sichtbar machen.<sup>34</sup> Paulus ist ein Kosmopolit. Seine Herkunft aus Tarsus und seine Erziehung in Jerusalem haben es ermöglicht, seine Berufung zum Heidenapostel hat es Realität werden lassen; seine Verwurzelung in der Bibel Israels lässt ihn das Konzept finden. Der eine Gott, der Schöpfer der Welt, ist auch der Herr der Geschichte und der Regisseur der Kultur. Im Römerbrief blickt Paulus, Spanien vor Augen, auf sein bisheriges Wirken zurück: „Von Jerusalem aus und rings bis Illyrien hin hat mich das Evangelium Christi erfüllt, so wie ich meine Ehre darein gesetzt habe, nur dort zu verkündigen, wo der Name Christi noch nicht genannt worden war, damit ich nicht auf dem Fundament eines anderen baue, sondern, wie geschrieben steht: ‚Denen nichts von ihm verkündet war – die werden sehen; und die nichts gehört hatten – die werden verstehen‘ (Jes 52,15)“ (Röm 15.19ff.). Das Jesajazitat ist ein Wegweiser zum theologischen Impetus: Es gehört zum Auftakt des Vierten Gottesknechtsliedes, hat aber noch nicht das unschuldige Leiden beschrieben, das zum Grund allen Heiles wird (Jes 53), sondern ist noch mit dem vorangehenden Kontext verbunden, der Verheißung einer eschatologischen Wallfahrt des zerstreuten Israels und der Völker zum Zion, die durch einen Freudenboten ausgelöst wird (Jes 52,7); mit diesem Freudenboten hat Paulus sich in Röm 10,15 vergli-

34 Vgl. Magda, Ksenija: Paul's Territoriality and Mission Strategy. Searching for the Geographical Awareness Paradigm Behind Romans (WUNT II/266), Tübingen 2009.

chen. Im Römerbrief zeigt er, wie die Mission von Jerusalem aus immer weitere Kreise zieht: zuerst um Asien und Griechenland, dann nach Rom und weiter bis nach Spanien, ans Ende der damals bekannten Welt. Die heilige Stadt ist Ausgangs- und Zielpunkt; die städtischen Schwerpunkte der Mission spannen ein Netz, das unter den Bedingungen der Antike Globalisierung inszeniert. Universales Denken ist eine Frucht des Monotheismus; die Stadt ist der Katalysator.

### **3. Die Entwicklung städtischer Glaubensweisen**

Die Stadt bietet der urchristlichen Mission denkbar beste Rahmenbedingungen. Sie ist ein reicher Bildspender, um Kirchenvisionen zu veranschaulichen. Sie ist aber auch eine Herausforderung, die erkannt und angenommen werden muss. Sie fordert und fördert einen Stil der Liturgie, der Katechese und der Diakonie, der nicht nur die Präsenz in der Stadt, sondern auch das innergemeindliche Miteinander prägt.

#### **3.1 Offene Häuser**

Die ersten Christinnen und Christen versammeln sich in privaten Häusern zum Gottesdienst (Apg 2,46; Phlm 2; 1 Kor 16,19; Röm 16,5.23). Ab und an mögen sie sich in Vereinsheimen oder Kulturzentren getroffen haben; aber wenn sie in einer örtlichen Synagoge nicht mehr gut gelitten waren, mussten sie anderenorts unterkommen. Öffentliche Kirchengebäude gibt es noch nicht; Privatinitiative ist gefragt. Das Haus wird zur Kirche, weil Gastfreundschaft<sup>35</sup> groß geschrieben wird. Wie nebenbei schreibt Lukas über den Beginn der Missionierung Europas von Lydia, der Purpurhändlerin aus Philippi: „Als aber sie und ihr ganzes Haus getauft waren, bat sie: ‚Wenn ihr überzeugt seid, dass ich dem Herrn gläubig bin, kommt in mein Haus und wohnt dort.‘“ (Apg 16,15).

35 Vgl. Hiltbrunner, Otto: Gastfreundschaft in der Antike und im frühen Christentum, Darmstadt 2012; immer noch: Rusche, Helga: Gastfreundschaft in der Verkündigung des Neuen Testaments und ihr Verhältnis zur Mission, Münster 1958.

Das Haus<sup>36</sup> ist nicht nur ein Wohnort, sondern ein Familienverbund, ein Sozialsystem, oft mit Angestellten und Sklaven, wie in der Antike üblich, manchmal auch ein kleiner Wirtschaftsbetrieb. Das christliche Haus ist eine Frucht und wird eine Keimzelle der Mission, weil der Funke des Evangeliums zwischen den Eheleuten, zwischen Eltern und Kindern, Sklaven und Besitzern überspringen und dann der Glaube von Haus zu Haus weitergegeben werden kann.

Die zentrale Rolle des Hauses ist nicht auf die Stadt beschränkt, sondern auch für das Land typisch. Aber die enge Nachbarschaft in den Städten begründet besonders gute Möglichkeiten der Kommunikation – die freilich genutzt werden müssen. Von einem ziemlich spektakulären Erfolg, der böses Blut gemacht hat, erzählt Lukas aus Korinth, nachdem Paulus zuerst in der städtischen Synagoge gepredigt, dort aber auch massiven Widerstand erfahren hatte: „Und er ging von dort hinüber in das Haus eines gewissen Titius Justus, eines Gottesfürchtigen, dessen Haus an die Synagoge grenzte. Krispus aber, der Synagogenvorsteher, kam zum Glauben an den Herrn mit seinem ganzen Haus; und viele Korinther, die hörten, wurden gläubig und ließen sich taufen“ (Apg 18,7f.). Tür an Tür entsteht so neben der Synagoge eine christliche Hauskirche<sup>37</sup>, aus der – als Ableger – weitere Hausgemeinden hervorgehen. Das ist für das Urchristentum typisch.<sup>38</sup>

Wie es funktioniert haben kann, zeigt ein Hinweis, den Paulus den Korinthern gibt. In einem längeren Kapitel, das sich dem Aufbau der Gemeinde widmet und im Zuge dessen die Beiträge verschiedener Geistesgaben diskutiert, gibt er auch Einblicke in die urchristliche Liturgie.<sup>39</sup>

36 Vgl. Gehring, Roger W.: *House Church and Mission. The Importance of Household Structures in Early Christianity*, Peabody, Mass. 2004.

37 Zur Korrelation mit der Archäologie vgl. Horrell, David G.: *Domestic Space and Christian Meeting at Corinth. Imagining New Contexts and the Building East of the Theatre*, in: *NTS* 50 (2004) 349–369.

38 Vgl. Klauck, Hans Josef: *Hausgemeinde und Hauskirche im frühen Christentum* (SBS 103), Stuttgart 1981; ders.: *Gemeinde zwischen Haus und Stadt. Kirche bei Paulus*, Freiburg – Basel – Wien 1992.

39 Vgl. Wick, Peter: *Die urchristlichen Gottesdienste. Entstehung und Entwicklung im Rahmen der frühjüdischen Tempel-, Synagogen- und Hausfrömmigkeit* (BWANT 150), Stuttgart 2002.

An einer Stelle wird das Gottesdienstleben plastisch: „Wenn die ganze Gemeinde zusammenkommt und alle in Zungen reden und es kommen Ungläubige oder Unkundige, werden die dann nicht sagen: ‚Ihr seid verrückt‘? Wenn aber alle prophetisch reden, und es kommt ein Ungläubiger oder Unkundiger, wird er von allen erkannt, von allen geprüft; was in seinem Herzen verborgen ist, wird offenbar, und so wird er auf sein Angesicht niederfallen, Gott anbeten und bekennen: ‚Gott ist wahrhaftig unter euch‘ (Jes 45,14)“ (1 Kor 14,23ff.). Das Bekenntnis ist ein Schriftwort; bei Jesaja sprechen es die Heiden, die am Ende aller Tage zur Einsicht kommen, dass es nur einen Gott gibt, und deshalb zum Zion, zum Haus Gottes in der Stadt Gottes ziehen. Dieses gigantische Ereignis vollzieht sich nach Paulus im Kleinen, wenn der Geist Gottes wirkt – nicht erst am Ende, sondern mitten in der Zeit und nicht nur am Heiligtum auf dem Zion, sondern in einem Privathaus der Stadt Korinth. Zur Szene, die Paulus im Blick hat, kann es nur kommen, wenn die Tür der Gemeinde nicht verschlossen, sondern offen ist. Die „Ungläubigen“ und „Unkundigen“ können nach Lage der Dinge nicht Passanten sein, die zufällig vorbeischaun, sondern müssen Bekannte von Gemeindemitgliedern sein, die eingeladen und mitgenommen worden sind. Das aber setzt das gemeindliche Engagement der Gläubigen ebenso voraus wie ihre Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Die Gläubigen sind die Aktivposten der Mission, nicht nur die wenigen Wandermissionare wie Paulus. Sie sind die Brücken zwischen Kirche und Welt, Evangelium und Leben, Glaube und Zivilisation. Wo mehr Menschen zusammenleben, ergeben sich auch mehr Kontaktmöglichkeiten – die dann allerdings auch genutzt werden müssen.

Der Gottesdienst, in den Häusern des Glaubens gefeiert, hat selbst eine missionarische Dimension. Er muss so gefeiert werden, dass auch Menschen, die von außen kommen, Zugang zu Gott finden können. Er kann so gefeiert werden, weil der Geist Gottes gegenwärtig ist, der die Zungen und die Ohren öffnet, weil er die Herzen erfüllt. Das kann in der Stadt genauso wie auf dem Land gelingen oder misslingen. Nur erfahren in der Stadt mehr Menschen in kurzer Zeit davon. Deshalb ist die Stadtmission wichtig.

## 3.2 Offene Herzen

In den offenen Häusern müssen Menschen mit offenen Herzen wohnen – offen für Gott, offen für den Nächsten, offen auch für die Wahrheit, das Gute und das Schöne. In der Stadt sind die Eindrücke, die Menschen gewinnen können, besonders stark, auch die schlechten. Deshalb ist der Glaube in der Stadt besonders gefordert. Schon in der Antike haben sich die gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umbrüche eher in den Städten als auf dem Land gezeigt. Die urchristlichen Gemeinden haben sich, jedenfalls in ihrer großen Mehrzahl, nicht in eine Nische zurückgezogen, sondern die Öffentlichkeit gesucht. So haben sie selbst die größte Veränderung der Gesellschaft bewirkt. Die Römer haben kein Terrorsystem errichtet, sondern eine gewisse Liberalität an den Tag gelegt, gerade in Fragen der Religion.<sup>40</sup> Das ergab Möglichkeiten. Die Christen ihrerseits haben sich nicht als Gründer eines Gottesstaates gesehen, sondern als Sauerteig, der die Welt verändert, und als Licht, das die Dunkelheit erhellt.

Die Chancen missionarischer Präsenz zu nutzen, setzt aufgeklärte und aufgeschlossene Christenmenschen voraus, die einen festen Standpunkt im Glauben haben und sich deshalb sicher in der Welt bewegen können. Zum Schluss des Ersten Korintherbriefes bringt Paulus den Anspruch auf den Punkt: „Seid wachsam, steht fest im Glauben, seid mutig, seid stark!“ (1 Kor 16,13). Die Wachsamkeit ist die Aufmerksamkeit für die Zeichen der Zeit, die Nüchternheit in der Beurteilung der Umstände, die Intelligenz bei der Entwicklung von Kommunikationsstrategien.

Weil diese Aufgabe so wichtig ist, wird nach dem Neuen Testament, besonders in der Paulusschule, viel Wert auf Bildung gelegt<sup>41</sup>: Denken und mitdenken, beten und mitbeten, helfen und mithelfen sind Tugenden und Haltungen, die eine Herzenssache sein sollen. Lehren und Lernen gehören zusammen (1 Kor 14,31). Wer lehren will, muss zuerst gut gelernt haben; wer gelernt hat, soll auch lehren. Der ganze Stil der paulinischen Verkündigung ist darauf aus, den Glauben zum Verstehen zu

40 Vgl. Rüpke, Jörg: Die Religion der Römer. Eine Einführung, München 2006 (2001).

41 Vgl. Hannoun, Hubert: L'éducation aux temps bibliques, Paris 2008.



führen, damit das Evangelium aus innerer Überzeugung angenommen und weitergegeben werden kann. Das setzt eine Sprache voraus, die klar und verständlich ist. Paulus ist anspruchsvoll und erfinderisch; er hat die christliche Theologiesprache tief geprägt, aber er kennt keinerlei Berührungspunkte mit der griechisch-römischen Religion und Philosophie. Er entwickelt zu ihr nicht nur ein taktisches Verhältnis, sondern wendet seine Überzeugung an, dass Gottes Geist auch in der Natur und der Kultur wirkt.

Dieser hermeneutische Ansatz entsteht nicht im luftleeren Raum. Er wird auch nicht auf einem Landgut geboren, auf das sich reiche Griechen und Römer zurückgezogen haben, um Philosophie zu treiben. Sein genuiner Ort ist die Stadt: das Treiben der Menschen, der Verkehr, die Arbeit, das Familienleben, der Handel und Wandel. Gott wird mitten im Leben, mitten in der Zivilisation, mitten in der Politik zu erkennen, zu bezeugen und zu bekennen gegeben. Wenn von urbanem Glauben im Urchristentum gesprochen werden kann, dann in erster Linie aus diesem Grund.

### 3.3 Offene Hände

Die Stadtlandschaften der Antike vereinen Armut und Reichtum auf engem Raum.<sup>42</sup> In den christlichen Gemeinden kommen nicht nur die Armen und nicht nur die Reichen zusammen, sondern Arme und Reiche.<sup>43</sup> Ein Spiegelbild entwickelt Paulus im Ersten Korintherbrief, wo er die Kreuzestheologie veranschaulicht: „Schaut doch auf eure Berufung, Brüder: Da sind nicht viele Weise gemäß dem Fleisch, nicht viele Mächtige, nicht viele Wohlgeborene. Sondern das Törichte der Welt hat Gott auserwählt, um das Weise zuschanden zu machen, und das Schwache der Welt hat Gott auserwählt, um das Starke zuschanden zu machen,

42 Vgl. Berges, Ulrich / Hoppe, Rudolf: Arm und Reich. Perspektiven des Alten und Neuen Testaments (Neue Echter Bibel. Themen 10), Würzburg 2009.

43 Vgl. Hermann-Otto, Elisabeth: Reiche und Arme. Oberschicht und Unterschicht. Soziale Gruppen und Schichten. Sklaven und Freigelassene, in: Erlemann, Kurt u. a. (Hg.): Neues Testament und antike Kultur II: Familie – Gesellschaft – Wirtschaft, Neukirchen-Vluyn 2005, 86–100.

und das Niedriggeborene der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, das, was nichts ist, um das, was etwas ist, zu vernichten“ (1 Kor 1,26ff.). Gegen den Strich gebürstet, zeigt der Passus: Einige wenige Reiche, Starke, Angesehene hat es gegeben; in der übergroßen Mehrheit waren es die Armen und Verachteten, die sich in der Kirche wiedergefunden haben. Im Wesentlichen wird die soziale Zusammensetzung der Gemeinde nicht anders als die der Stadt gewesen sein.

Daraus resultieren starke soziale Spannungen; Paulus hat einige im Ersten Korintherbrief offen angesprochen (1 Kor 11,17–34). Das enge Zusammensein von Reich und Arm schafft aber auch große Möglichkeiten der Solidarität.<sup>44</sup> Sie zu nutzen, ist von Anfang an eine zentrale Aufgabe. Lukas berichtet von der Organisation der Witwenversorgung (Apg 6,1–6)<sup>45</sup>; der Jakobusbrief mahnt mit prophetischer Schärfe zur Caritas.<sup>46</sup> Dazwischen spannt sich ein enges Netz an Armenfürsorge. Solidaritätsaktionen, die sich über den Kreis der Gemeindemitglieder hinaus erstrecken, sind selten, weil die Kräfte schwach sind. Aber erstens fehlt es nicht an innergemeindlicher Aktivität, die wenigstens dort, wo die Kirche sich versammelt, das Problem erkennt und mildert. Zweitens gibt es – von Heilungen bis zu den Werken der Barmherzigkeit – viele Impulse, in die Gesellschaft hineinzuwirken, nicht sozialrevolutionär, aber sozialetisch.

In der Stadt ist die Solidarität mit den Armen besonders angebracht – nicht, weil es auf dem Land nicht so viel Armut gäbe, sondern weil soziale Brennpunkte entstehen – gerade dort, wo auch die christlichen Gemeinden ihre stärksten Wurzeln haben.

44 Vgl. Söding, Thomas: „...“, dass wir der Armen gedenken“ (Gal 2,11). Der Sozialdienst der Kirche im Neuen Testament, in: Johannes Eurich u. a. (Hg.): Kirchen aktiv gegen Armut und Ausgrenzung. Theologische Grundlagen und praktische Ansätze für Diakonie und Gemeinde, Stuttgart 2011, 36–57.

45 Vgl. Langer, Cordula (Hg.): Handle danach und Du wirst leben. Reichtum und Solidarität im Werk des Lukas, Stuttgart 2011.

46 Vgl. Konradt, Matthias: Christliche Existenz nach dem Jakobusbrief. Eine Studie zu seiner soteriologischen und ethischen Konzeption (StUNT 22), Göttingen 1998.

## 4. Originale Stadtmodelle

Ohne die Präsenz in den Städten wäre das Christentum keine Weltreligion geworden. Urbanität ist von Anfang an ein Merkmal der Kirche. Das Gegenteil wäre die Sekte. Zur Urbanität gehört die Freiheit des Glaubens: das Recht auf Gehör und auf die Praxis öffentlicher Religionsausübung, aber auch die Verpflichtung, mit dem Glauben „der Stadt Bestes“ zu suchen (Jer 29,7). Stadtmission ist vom Neuen Testament her nicht nur so zu verstehen, dass die Stadt zum Missionsfeld wird, das beackert werden muss, sondern zu einem Partner, der auch etwas zu sagen hat, sodass Mission im Dialog sich ereignen kann: Überzeugungsarbeit auf der Basis geschenkter und erkämpfter, verfolgter und verheißener Freiheit.

Die Bedingungen haben sich gegenüber der Anfangszeit erheblich gewandelt. Da in den Metropolen die religiöse und kulturelle Pluralität wächst, gibt es freilich neue Analogien, wiewohl das Phänomen der Säkularität neu ist. Aus diesem Grund sind zwar im Urchristentum keine Modelle zu finden, die heute funktionieren könnten, aber Wegweiser, denen auch heute gefolgt werden kann, auf einem neuen Terrain, mit neuen Möglichkeiten und Schwierigkeiten, mit neuen Methoden.

Vom Neuen Testament gehen vor allem zwei Impulse aus: erstens ein begründeter Optimismus, dass die Stadt ein wichtiger, vielleicht entscheidender Missionsort ist, und zweitens ein begründeter Realismus, dass wirklich in der Stadt zuhause sein muss, wer dort Mission treiben will. Dass die Stadtmission einfach wird, hat niemand gesagt; dass die Stadt viele Ablenkungen hat und Gefahren birgt, ist keine neue Erkenntnis. Aber dass gerade deshalb die Stadt der Missionsort *par excellence* ist und dass gerade deshalb die Mission nicht in einer aseptischen Schutzzone, sondern inmitten der interessanten Unübersichtlichkeit, der rasanten Veränderungen und der starken Verkehrsströme stattfinden kann, haben nicht alle verstanden.

Wichtiger als die strategischen Weichenstellungen ist die Konzentration auf das Evangelium selbst. Jesus hat klein angefangen, aber Geschichte geschrieben. Markus erzählt nach einem ersten „Tag vollmächtigen Wirkens in Kapharnaum“ (Rudolf Pesch) von einem nächtlichen

Gebet und einem morgendlichen Aufbruch Jesu mit seinen Jüngern: „Lasst uns woanders hin gehen, in die nächsten Ortschaften, damit ich auch dort verkünde; denn dazu bin ich ausgezogen“ (Mk 1,38). Markus verwendet ein Wort, das Dörfer und Flecken bezeichnet. Lukas geht eine Ebene hinauf. Bei ihm sagt Jesus: „Ich muss auch in anderen Städten das Evangelium der Gottesherrschaft verkünden; denn dazu bin ich ausgesandt worden“ (Lk 4,43). In dieser kleinen Verschiebung zeigt sich die Ambition des Urchristentums. Was Jesus begonnen hat, zieht weite Kreise. Das Evangelium erreicht die Stadt. So entsteht urbaner Glaube.